

Theresa Arnstadt

Szenisches Spiel im Musikunterricht – Wie hilfreich ist es wirklich?

Ein Mädchen schreitet elegant in die Mitte des Raumes, rafft mit einer Hand den imaginären Rock und flötet mit fröhlicher Stimme: „Ich – bin das Ännchen.“ Die Schüler der Klasse 8/1 des Karl-Theodor-Liebe-Gymnasiums in Gera fühlen sich in ihre Rollen ein. Die Rollen aus der Oper „Der Freischütz“. Vorangegangen sind bereits ein eigens für den Musikunterricht organisierter Theaterprojekttag, an dem eine erste Berührung mit szenischer Darstellung und Textimprovisation stattfand und eine Stunde Musikunterricht ohne Musik, in dem die Schüler sich mit ihrer Rollenbeschreibung auseinandersetzten. Lohnt sich dieser Aufwand wirklich, bei zwei kostbaren Wochenstunden Musik?



Das Szenische Spiel als eine Methode des Musikunterrichts gehört heute vielerorts zum Repertoire – man hat jedenfalls schon viel davon gehört! In der Tat blickt die Methode auf einen langen Weg zurück mit Ursprüngen in der Sozialforschung. Ingo Scheller versuchte, in Abgrenzung zu anderen Methoden wie Darstellendem Spiel oder Rollenspielen, Darstellung mit szenischer Reflexion zu verbinden. Jawohl – die Reflexion selber sollte szenisch sein, und damit körperlich. Innere und äußere Haltungen sollten durch Einfühlungs-, Verfremdungs- und Reflexionsverfahren als Produkte geschlechts-, schichten- und zeitabhängiger Erfahrungen erkannt werden. Wolfgang Martin Stroh, Ralf Nebhuth und Rainer O. Brinkmann formten die Methode dann zu ihrer für den Musikunterricht ergiebigen Vari-

ante der Szenischen Interpretation von Opern.

Und seit den im vergangenen Jahr erschienenen Unterrichtsmodellen von Wolfgang Martin Stroh soll sie auch für den Umgang mit absoluter Musik verwendet werden können. Es gibt also keinen Gesang, keine Figuren, keine Handlung, aber: eine Szene. Denn wichtig ist grundsätzlich, was *Du* draus machst. Oder mit Strohs Worten: Bedeutungskonstruktion. Und zwar seitens der Schüler. Es ist nicht die Aufgabe des Lehrers, eine gutgeheißene Interpretation zu vermitteln. Ein Kreuzzug gegen die Osterhasenpädagogik. Dennoch gibt es Kriterien für diese Arbeit: Der Umgang mit Musik soll aktiv, selbstbestimmt, bewusst und sozial sein. Wenn dem so ist, handelt es sich laut Stroh um szenische Interpretation, mit welcher Musik auch immer.

Herr Warzok, der Musiklehrer der Klasse 8/1, hat aber gar nicht vor, den Freischütz vollends szenisch zu interpretieren. Er hat vier Unterrichtseinheiten Zeit, um die Schüler an den Stoff in einer Form heranzuführen, die eine Grundlage für den offenen Umgang damit schafft, die zumindest die nahenden Ferien überdauert. Einen Zugang schaffen – das ist ja die Aufgabe des Musikpädagogen schlechthin. Die Besonderheit der Oper liegt darin, dass oft von einer bewussten Barriere ausgegangen wird. Warzok nennt es „Opernscheu“ und die Schöpfer der Methode selbst haben sich zum Ziel gesetzt, mit ihrer Hilfe Abneigungen sowohl von Schüler als auch von Lehrerseite zu durchbrechen.

Im bereits elften Semester meines Schulmusikstudiums in Leipzig ist es langsam Zeit, sich ein Thema für die erste Examensarbeit zu suchen. Szenisches Spiel – klingt gut. Man kann unheimlich viel über die Methode lesen (allein die Literaturliste auf der Berliner Website des ISIM ist beachtlich!) und fühlt sich dem Thema bereits zutiefst verbunden – aber wo kann man die Methode beobachten? So verbreitet, wie angenommen, scheint sie nicht zu sein. Man muss schon Glück haben, um einen

Lehrer zu finden, der zum Beispiel wie Herr Warzok eine Spielleiterausbildung gemacht hat und auf diese Mittel zurückgreift.

Seine Schüler haben von ihm nun also bereits eine Einweisung in die Grundlagen szenischer Darstellung bekommen und über das Wochenende eine Rollenpräsentation vorbereitet. Trotzdem sind zunächst mehrere Warm-ups nötig, um das Gefühl bewusster Körpererfahrung zu reaktivieren und die nötige Konzentration aufzubauen. In einer kurzen Runde stellt jeder seine Rolle mit einer zu ihr passenden Sprech- und Körperhaltung vor. Kaspar hat einen französischen Akzent und Max wird auch durch eine Schülerin dargestellt, die dabei einen lässigen Gang an den Tag legt. Ein bedeutender Teil der Unterrichtszeit ist nun bereits vorbei. Mit Requisiten bewaffnet dürfen die Schüler jetzt nacheinander ihre Hausaufgabe präsentieren – aber mit der gebührenden Inszenierung! Soviel Zeit muss sein: die Bühnenfläche wird begrenzt und individuell eingerichtet. „Vorhang zu“ heißt der Befehl zum Augenschließen für das Publikum und das gegenteilige Signal eröffnet die Vorstellung. Dabei hat sich der eine oder andere im Publikum bereits bequem zurückgelehnt und erfreut sich der Berechenbarkeit der letzten Unterrichtsminuten, als Herr Warzok die Szene mit einem „Stopp“- Ruf einfriert und eine zweite Figur in die Spielsituation setzt. Die Schüler müssen nun unter völlig neuen Bedingungen improvisieren und sich ihrer Rolle sicher sein, um entsprechend zu reagieren. Zur Rolle gehört also nicht nur ein bestimmtes Auftreten und der passende Text, sondern auch das Wie-reagiert-sie-wenn. Dabei ist ein Einfühlen in die Denkweise der Figuren unvermeidlich. Herr Warzok lässt Agathe mit Max allein – die natürlich auf Anheiß nicht wissen, wie ihnen geschieht – und plötzlich ist die Stunde vorbei. Aber doch nicht gerade jetzt! Allgemeines Bedauern.

Die Freitagsstunde ist extra etwas länger geplant, um die Sequenz zu Ende zu bringen und mir Zeit zu geben, Interviews mit dem Lehrer, der Klasse und einzelnen Schülern zu führen. Das große Ziel aus didaktischer Perspektive soll weiter die Einfühlung sein. Aber eine Konfrontation mit der Musik ist bereits auch geplant. Auf welche Ohren wird sie treffen? Hat die Sequenz zum szenischen Spiel die Ohren geöffnet? Die Schüler sind aufgewühlt, das nahehe Wochende und allerlei mehr juckt schon in den Füßen. Szenische Darstellung und Textrezitation wird zur totalen Überforderung, wie es scheint. Bereits im Warm-up fehlt die Konzentration. Worum geht's noch mal in der Oper? Bevor die erste Szene beginnt, soll die Rezeption der Max-Arie die Einfühlung bestärken. Die Musik erklingt, wird begleitet von albernem Gekicher, füllt allmählich den Raum und die Schüler werden ruhig. Max kann wieder auf Agathe treffen. Da gibt es natürlich bald wieder Grund zu kichern. Im nächsten Schritt werden Musik und Szene zusammengeführt – die Pantomime zur Musik zwingt zur Konzentration auf die szenische Darstellung. Bei romantischer Musik ein Liebespaar zu spielen – da ist noch mal gebührieliches Kichern von Nöten, aber als die Musik beginnt, im Raum zu tragen, fügen sich Bild und Ton zwischendurch zur bühnenreifen Szene: Blumen pflücken, gemeinsam Sterne begutachten... In Gruppen werden nach der Pause an Hand des Librettotextes zwei Massenszenen erarbeitet und prompt regnet es Fragen. – die Schüler sind mittendrin. Ein minutenlanges Unterrichtsgespräch ergibt sich wie von selbst, der Kreis schließt sich. Die Handlung sitzt, eine Reflexion zum Zusammenhang von Musik und Handlung schließt sich an und führt ins Wochenende.

Video- und Interviewaufzeichnungen stapeln sich vor mir. Also: was hat es gebracht? Die Interviewergebnisse fallen divers aus – vom „Kribbeln im Bauch“ bis zu „nicht für jede Altersgruppe geeignet“. In jedem Falle aber hat das Szenische Spiel vollbracht, wozu es eingesetzt wurde: Es hat den Schülern einen Zugang verschafft, eine Tür durch die Fremdheit der Musik zu dem, was die Musik am Ende ausdrückt. Die Neugierde der Schüler ist geweckt und keiner in der Klasse würde im Nachhinein einen Opernbesuch ausschlagen, der zum Beispiel die Möglichkeit eines Inszenierungsvergleiches bietet. Besonders deutlich zeigt sich das in den Antworten und Reaktionen der Schüler, die tatsächlich eine regelrechte Abneigung gegen die Musik bestätigen, bei der Frage „Würdest du dir ger mal eine Oper anschauen?“ trotzdem wie aus der Pistole geschossen antworten: Auf jeden Fall! Allein der Begriff des Einfühlens enthält bereits den Anspruch, eigene Gefühle zu assoziieren, zu erinnern oder zu entwickeln. Und dass nichts einen bleibenderen Erinnerungswert hat als Emotion, ist bekannt. Von daher kann Herr Warzok davon ausgehen, dass ihm nach den Ferien beim Stichwort „Probeschuss“ keiner seiner Schüler entgegnen wird: „Das haben wir noch nicht gehabt!“